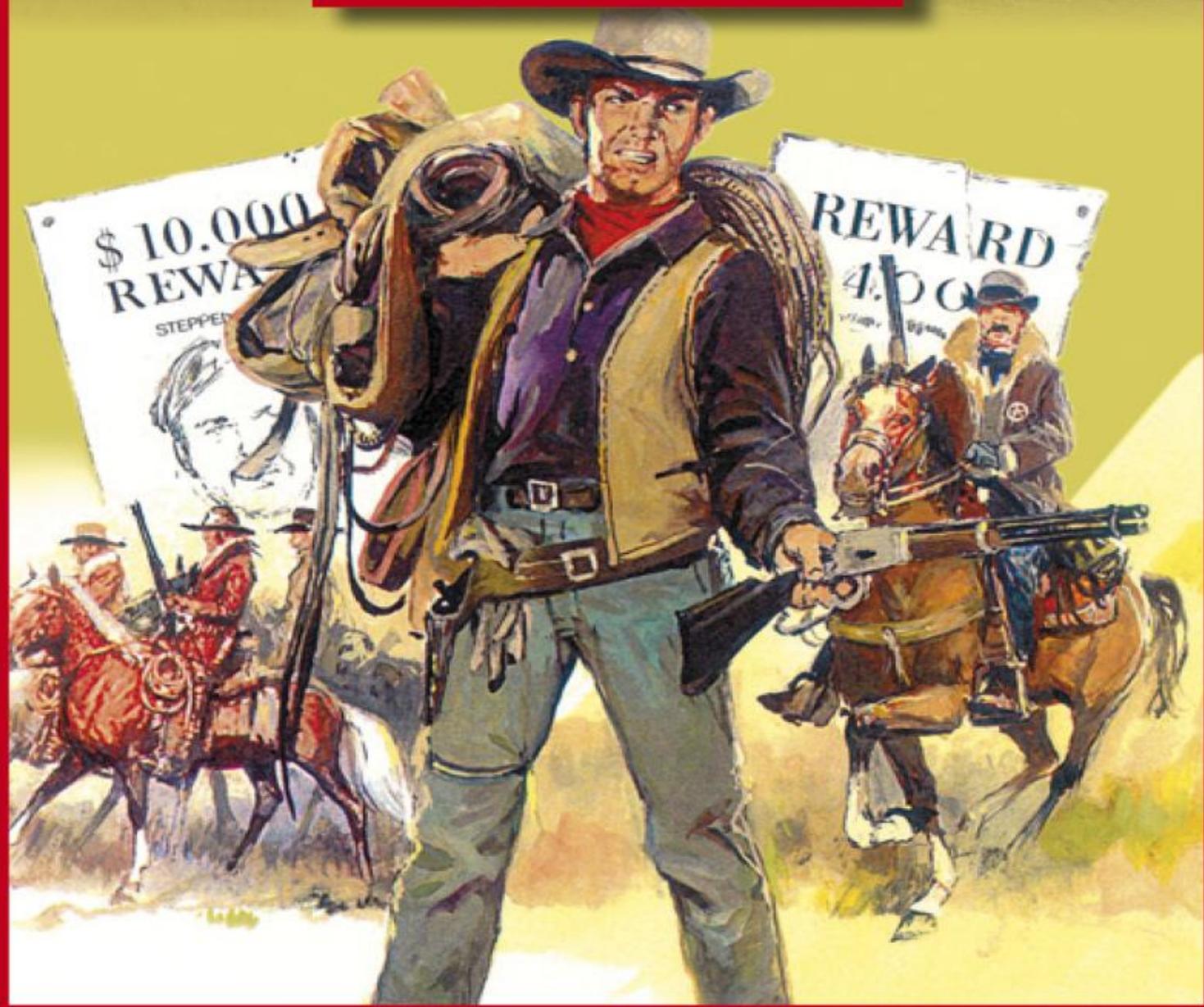




# G. F. BARNIER

**Staffel 14**



# Inhalt

[Canyon-Fehde](#)

[Das Gesetz bin ich allein](#)

[Wolfsjagd](#)

[Der eiserne Donogan](#)

[Pest am Trail](#)

[... und folge dem Gesetz](#)

[Heißes Blei in Sundown Wells](#)

[Der harte Davis Lorgan](#)

[Camp der Verruchten](#)

[Hold-up auf offener Strecke](#)

**G.F. Barner**  
**- Staffel 14 -**

# **E-Book 131-140**

**G.F. Barner**

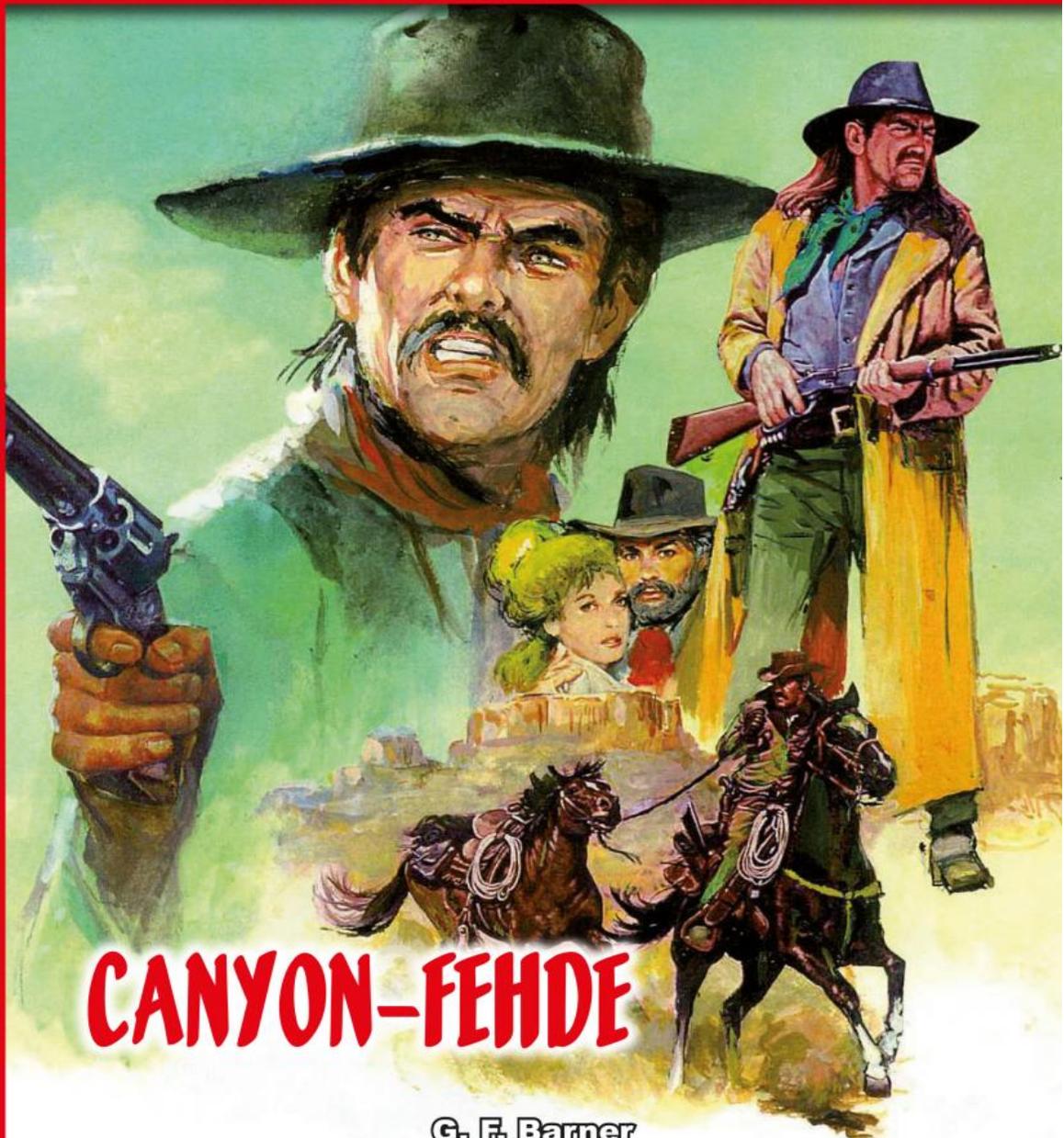
Nr.131



# G.F. BARNER

SPANNENDER WESTERNROMAN

WWW.KELTERMEDIA.DE



## CANYON-FEHDE

G. F. Barner



# **Canyon-Fehde**

**Roman von Barner, G.F.**

Tonto Saratoga sieht aus der Ferne, in der klaren Luft des mittleren Colorados, den Red Canyon vor sich und denkt einen Augenblick an das, was ihn erwartet.

Der Arkansas River unter ihm schillert in den rotgoldenen Farben der Sonnenspiegelung. Er sieht die Sonne, die sich auf dem Fluß bricht, er sieht das Pferd, und seine Zigarre, die in seinem linken Mundwinkel fest eingeklemmt zu sein scheint, hebt sich.

Das Pferd steht da unten, als wenn es ein Standbild ist.

Und der Mann liegt neben dem Tier, als wenn er schläft. Aber der Mann ist tot.

Tonto Saratoga sieht das mit der kühlen Wachsamkeit eines immer reitenmüssenden Mannes. Tonto ist über die Hänge des Green Mountain geritten und kneift leicht die Augen zusammen. Der Rauch beißt in seinen Augen, und das Pferd schnaubt unwillig.

»Geh schon, Brauner«, sagt Tonto und behält dabei die Zigarre im Mund. »Geh schon. Sehen wir es uns an, und dann werden wir weiterreiten. Also war es doch ein Schuß, was ich hörte?«

Er spricht mit seinem Pferd, und das Pferd, ein hochbeiniger und starkmuskuliger Brauner mit einer langen weißen Blesse, wendet langsam den Kopf und schnaubt leise.

Das rote Halstuch Tontos weht wie eine kleine Fahne nach hinten, sein grauer Hut mit dem roten Band sitzt tief in der Stirn und schützt die Augen vor der Sonne. Und Tontos dunkle Augen saugen sich einen Augenblick an dem buschübersäten Ufer fest.

Er hat ein scharfgeschnittenes und hartes Gesicht, dieser Tonto Saratoga, er hat zwei schnelle Hände, die immer Handschuhe tragen.

Und mancher Mann sagt, daß es gefährlich wird, wenn Tonto diese Handschuhe ablegt. Man sagt, diese Hände seien Gift, reinstes Gift für den Mann, der sich mit Tonto anlegen will.

Und dabei sieht Tonto Saratoga absolut friedlich aus.

Er kommt um die Kehre, reitet über eine Geröllhalde und der Braune bricht durch die Büsche, saust den Hang hinab und kommt unten auf die Talsohle.

Hier beginnt ein Tal mit grünem Gras, dessen Halme fast die Höhe bis zu den Hüften eines Mannes haben. Und das Tal senkt sich bis hinunter zum Arkansas River.

Der Fluß donnert hundert Schritt weiter über einen Wasserfall in die Tiefe. Das Brausen und Dröhnen des Wassers ist in Tontos Ohren, der sich langsam dem Pferd nähert. Er sieht nach rechts und links, er beobachtet die Felsen des anderen Ufers und die Büsche. Aber da ist nichts.

Das Pferd steht ruhig, bis der Reiter heran ist. Es bewegt sich erst, als Tonto dicht an ihm ist, tritt mit drei, vier müden Schritten nach rechts und gibt den Blick auf das Ufer des Flusses frei.

Es ist nicht mehr als ein schmaler Trampelpfad, der zum Ufer führt.

Der Mann hat ein grobes Leinenhemd an. Er hat die Ärmel aufgekrempt und den Hut verloren. Und die Angelrute in seiner Hand wird man wohl nur mit Gewalt aus ihr ringen können.

Der Mann liegt auf dem Gesicht, sein Haar ist wirr und rotblond, und am Rücken ist der Ausschuß. Ein Fleck auf dem Hemd, der eingetrocknet ist.

Tonto Saratoga blickt nach rechts. Er sieht den Stein und die Schnur um den kleinen Stein. Und er sieht das Ende des zusammengezogenen Netzes.

»Er hat hier gegessen«, sagt Tonto heiser. »Er hat hier gegessen und wollte eine Mittagsmahlzeit fischen. Da sind seine Stiefeleindrücke. Da ist der Stein, auf dem er saß und von dem er herunterfiel. Und wer immer es getan hat, er ist ein verdammter Lump gewesen. Dieser Mann sah sicher auf den Schwimmer seiner Angel und nicht nach drüben.«

Er steigt langsam ab und betrachtet die Eindrücke, die die Stiefel im weichen Sand hinterlassen haben. Er stellt sich

hinter den Mann.

Tonto Saratogas Augen wandern über den Fluß und bleiben auf dem Einschnitt in den Felsen drüben liegen. Er sieht den fast drei Meter breiten Spalt, der rechts und links eine Felswand aufweist und am Ausgang des Spaltes nur Büsche. Und dann weiß er, daß der Schütze hinter diesen Felswänden herausgekommen ist und sein Gewehr nahm.

»Wenn ihr einmal reden könntet, wie?« fragt Tonto heiser.

Er bemüht sich, die Angel aus der Hand des Mannes zu nehmen. Es gelingt ihm. Und er weiß, daß seit dem Mord keine Stunde vergangen ist. Es deckt sich genau mit dem Echo des Schusses, das er hörte.

Und dann bückt er sich und dreht den Mann auf den Rücken. Er sieht in das Gesicht und zuckt leicht zusammen.

Obwohl fünf Jahre eine lange Zeit sind, beginnt Tonto Saratoga sich zu erinnern.

»Ich kenne ihn«, sagt er heiser. »Ich kenne ihn irgendwoher und habe ihn irgendwann einmal gesehen. Es muß zu der Zeit gewesen sein, als ich hierher kam und ein wenig arbeiten und ausruhen wollte. Genau zu der Zeit, als ich den alten Hiram Jones verließ, und mein eigener Herr sein wollte. Es ist gewesen, als einige Siedler das Land am Canyon in Besitz nahmen und ich auch unter ihnen war.«

Er grübelt nach. Und dann sieht er den tätowierten Anker und das Schiff. Es ist Frank Langley.

Er schüttelt leicht den Kopf. Er ist ganz sicher, daß Langley nichts ahnte, als der Mann drüben zielte und schoß. Es war nur ein Schuß, und die Kugel traf genau das Herz.

Tonto Saratoga nimmt langsam die schleifenden Zügel des Pferdes, das Langley grasen gelassen hatte. Er führt das schnaubende Pferd zu Langley, nimmt das Seil von dem Sattel ab und bindet Langley. Er schafft ihn auf den Sattel, hängt Fischnetz und Angelgerte an das Pferd.

»Die Kugel hat ihn glatt durchschlagen«, sagt Tonto gallenbitter und sucht im Sand. Er läßt ihn durch seine Finger rinnen und fühlt plötzlich das harte Stück Blei, das

zwischen seinem Mittelfinger und dem Ringfinger liegenbleibt.

»Die Kugel«, sagt er heiser, bläst den Sand weg und starrt auf die weiße Weichmetallschicht, die seltsam verkratzt ist. »Stahlmantelgeschoß. Verdammt, es muß ein Armeekarabiner gewesen sein. Die Armee benutzt seit einiger Zeit die neuen Stahlmantelgeschosse. Verdammt, es ist ein Spencer oder ein Remington gewesen. Ich bin sicher, nur das war es.«

Die Kugel ist kaum deformiert. Tonto steckt sie in die linke Westentasche.

Er nimmt die Zügel des schweren Gauls von Langley in die Hand und steigt in den Sattel seines Braunen. Er muß durch den Fluß. Tonto kommt glatt durch den reißenden Fluß. Er nähert sich dem Spalt in den Felsen und biegt die Büsche auseinander.

Vor ihm, keine acht Meter entfernt, liegt die Patrone am Boden. Er sieht auf den feinen Schotter herab, starrt auf den Staub und reitet langsam näher.

Und dann hält er überrascht an, denn er sieht die Hufeindrücke von zwei Pferden. Er sieht die Eindrücke und steigt ab. Aber die Spuren sind so undeutlich, daß er nicht genau ausmachen kann, um was für eine Art von Hufbeschlag es sich handelt. Langsam zieht er sich wieder in den Sattel, folgt der Spur über eine halbe Meile und sieht sie dann wieder auf den River zulaufen. Die Fährte der beiden Pferde läuft in den River hinein, und Tonto stellt fluchend fest, daß sich die Reiter ständig auf felsigem Grund gehalten haben, um ihre Spuren für einen Verfolger zu verwischen. Im Fluß endet schließlich die Hufspur, und Tonto gibt auf.

»Schlau, hinterhältig und gemein«, sagt er grimmig. »Ich möchte wissen, was sie eigentlich damit bezwecken. Soweit ich Langley kannte, trat er nie besonders hervor. Er war auch kein guter Mann mit den Eisen oder dem Gewehr. Wer,

zum Teufel, hat ihn so gehaßt, daß er ihn aus dem Hinterhalt kaltblütig erschießen konnte?«

Er wendet den Braunen, zieht Langleys Gaul hinter sich her und reitet dann schneller. Auf schmalen Graten, vorbei an schwindelerregenden Abgründen, gelangt er schließlich über den Paß und kommt von den Bergen herab.

Vor Tonto Saratoga breitet sich ein weites Tal aus, schimmern die weiten Flächen des bebauten Kornlandes und zeigen sich die Baumgruppen mit ihrem saftigen Grün.

Er hält an und betrachtet das Land. Und er denkt, daß vor fünf Jahren hier nur ein weites grünes Tal war, ehe die Siedler kamen und es zu bebauen begannen. Das Korn steht fast mannshoch und wiegt sich unter dem leichten Westwind.

Die fernen Dächer einer Town schimmern am Talende. Der flachdachige Kirchturm mit dem offenen Glockenstuhl ist zu erkennen, und seine Augen gleiten weiter nach rechts.

Tonto Saratoga sieht das flache Dach eines Hauses zwischen den Bäumen rechts. Er sieht die Bäume und den kleinen Bachlauf. Er sieht ein Stück weiter rechts das nächste Haus und sagt heiser: »Ich möchte wissen, ob Abel Wander immer noch dort ist und ein wenig auf meinen Besitz achtet. Er hat die Felder bestellt, die mir gehören. Und vielleicht denkt er, daß ich bleiben will, und er die Felder wieder räumen muß. Nun, ich will nicht bleiben.«

Er reitet weiter und kommt bald von der Höhe des Hügels herab ins Tal und sieht die kleine Ranch von Langley. Sie besteht nur aus einem Haus, einem flachen und offenen Schuppen und einem kleinen Stall. Unter dem Schuppen erkennt er den viereckigen Bock einer Schmiedeesse und den Wagen rechts daneben.

Die kleinen Fenster des Hauses blinken in der Mittagssonne. Der Schornstein ist ein hoher und viereckiger Turm aus Lehmziegel, und kein Rauch kriecht aus ihm hervor.

Tonto Saratoga nähert sich langsam dem kleinen Garten hinter dem Haus. Er sieht zwei Obstbäume, die gerade wohl das erste Obst tragen und einen kleinen Zaun. Und sein Brauner setzt über diesen Zaun hinweg. Der schwere Gaul Langleys kommt hinterher, und noch immer ist alles tot und leer.

Und dann bellt ein Hund.

Das Bellen kommt vom Hof, aber der Hund kommt nicht. Es klirrt nur. Es klirrt scharf und es hört sich an, als wenn sich eine Kette spannt.

Und das Bellen wird immer lauter und tiefer. Es geht schließlich in ein Geheul über, das sich immer mehr zu klagenden und heulenden Lauten steigert.

Der Hund heult und heult.

Er heult beängstigend, und Tonto kommt um die Ecke. Er kommt in den Hof, und der Hof ist leer bis auf den Hund und die Hundehütte.

Der schwere Gaul Langleys bleibt an dem Haltebalken vor dem Haus stehen, neben dem gleich die Bank ist.

Der Hund heult nicht mehr so laut. Er heult leise und knurrt dazwischen. Er zieht sich zurück, und sein buschiger Schwanz peitscht den Boden.

Tonto ruft: »Hallo, ist hier jemand?«

Und der Hund heult und starrt auf den Toten. Es ist ein fürchterliches Geheul, das durch Mark und Bein dringt. Es ist ein Geheul, das anzeigt, wie gut der Hund weiß, daß der Mann, der ihm zu fressen gab, der ihn sicher manchmal mitnahm, tot ist.

Tonto rieselt ein kleiner Schauer den Rücken herab, als er absteigt und der Hund zu knurren beginnt. Zuerst leicht, aber dann tief und gefährlich. Die gelben Lichter auf Tonto gerichtet und den Rachen offen, aus dem das fürchterliche Knurren steigt.

»Hallo«, sagt Tonto noch einmal laut und nähert sich der Haustür. »Hallo, ist hier niemand?«

Er sieht links von sich die Spuren am Boden. Er sieht, daß der Hund an seiner Kette bis über die Haustür hinauslaufen kann, wenn er will.

Und als er an der Haustür ist, kommt das gefährliche Knurren wieder, und dann schießt der Wolfshund, dessen zottiges Fell immer noch gestäubt ist, mit einem Satz aus der Hütte heraus. Die Kette spannt sich sirrend, die Glieder klirren scharf, und Tonto bleibt ruhig vor der Tür stehen. Niemand braucht ihm zu sagen, daß dieser Hund gefährlich ist.

Der Hund schießt über den Boden heran und hat den Rachen offen. Er schießt vorwärts und schnappt blitzschnell zu.

Vielleicht hätte Tonto diesem Angriff ausweichen können. Vielleicht könnte er sogar schneller sein als dieser Hund. Aber er steht still und sieht auf seinen linken Stiefel herab.

Um den Stiefel schließen sich die fürchterlichen Fänge des Hundes und beißen zu. Aber er beißt nicht durch. Die Augen sehen hoch zu Tonto.

Es ist ein stummer Zweikampf zwischen vier Augen. Der Mensch sieht starr in diese Hundeaugen, und der Hund sieht zu dem Zweibeiner hoch.

Das Duell der Augen dauert zwei, drei Minuten, in denen nichts geschieht. Nur der Schweif des Hundes peitscht über den Boden.

Der Hund hält fest. Und Tonto weiß so sicher wie nichts, daß der Hund zubeißen wird, wenn er den Stiefel bewegt.

»Laß los«, sagt Tonto ruhig. »Brav, brav, leg dich hin. Ich tue dir nichts, laß los.«

Der Hund knurrt leiser, seine Nackenhaare sind immer noch gestäubt.

»Laß los«, sagt Tonto monoton. »Loslassen, Wolf. Loslassen.«

Er streckt langsam die Linke aus, und sofort wird der Griff der Zähne fester. Tonto bricht fast der Schweiß aus. Der Wille dieses Wolfshundes scheint seinem Willen trotzen zu

können. Der Zweikampf geht weiter, und die Augen sehen sich noch immer starr an.

»Paß auf, du Bursche«, sagt Tonto und nähert seine Hand langsam dem Nacken des Hundes. »Paß auf, du schaffst es doch nicht. Durch das Leder der Stiefel kannst du nicht beißen. Laß los.«

Der Hund sieht zu ihm hoch, und seine Zähne graben sich tiefer in das Leder, drücken das Leder auf das Bein und der Druck wird langsam scharf.

Dann liegt Tontos Hand auf den Haaren, und der Hund packt noch fester zu.

»Du schaffst es nicht, du hältst es nicht durch«, sagt Tonto heiser. »Du schaffst gar nichts, mein Freund. Sieh mich nur an. Wirst du mich wohl ansehen?«

Der Hund sieht weg, und sein Knurren wird schwächer. Es wird immer schwächer und immer leiser. Das Gebiß beißt nicht mehr so scharf zu, und der Hund hält die Rute still. Er läßt sich streicheln und löst schließlich die Fänge von dem Stiefel.

»Nun beiß doch«, sagt Tonto heiser, und der Schweiß steht in dichten Perlen auf seiner Stirn. »Beiß doch, mein Freund. Du hast es nicht durchgehalten. Einer von uns beiden konnte nur gewinnen. Und jetzt geh weg. Ich will hinein.«

Der Hund setzt sich neben der Treppe hin und heult wieder in schauerlichen Tönen, als Tonto die Tür des Hauses mit dem Schlüssel, der auf dem Türbalken liegt, öffnet.

Tonto Saratoga betritt den kühlen Flur des Hauses, der in den Küchenraum übergeht. Er sieht den Herd, er sieht Töpfe und Kannen, Kessel und Schüsseln. Und er sieht mit einem Schlage, daß Langley hier allein gehaust hat. Er geht in den nächsten Raum und sieht das Tintenfaß auf dem Tisch. Er sieht das Papier und erkennt die Schriftzüge auf dem Papier.

Ruhig liest er. Es ist eine Einladung an alle Siedler, am Freitag zur Versammlung der Siedler im Schulhaus zu kommen.

Tonto starrt aus dem Fenster auf den Hof und hat das Geheul des Hundes in den Ohren. Und er weiß, daß heute Freitag ist.

Er geht in den nächsten Raum und sieht das Bett. Das Bett ist gemacht, die Decken sind zusammengerollt zu einer Rolle, wie sie ein Seemann macht.

Er hört die Ketten klirren und dann den Hund winseln. Und er stürmt aus dem Haus, sieht den Hund auf den Hinterbeinen am Pferd stehen und zu dem Toten hochwinseln.

»Komm da weg«, sagt er heiser. »He, Wolf, komm da weg.«

Er sieht die Kette. Es sind dicke Glieder, und der starke Körper des Wolfshundes, der ansprang, hat die Kette glatt zerrissen wie einen Bindfaden. Das Ende Kette schleift hinter dem Hund her und klirrt über den Boden.

Langsam nähert sich Tonto dem Hund. Er ist vorsichtig, denn der Himmel mag wissen, was der Wolfshund denkt. Aber der Hund hält still, als er ihn am Nacken faßt und die Kette losmacht. Rasselnd fällt sie zu Boden, und der Hund streicht um das Pferd herum, als sein Herr nicht absteigt, sondern auf ihm liegenbleibt.

»Verdammt, verdammt, hör auf zu heulen«, sagt Tonto heiser. »Hör doch auf, Wolf. Das hält man ja nicht aus.«

Er macht die Tür wieder zu und steigt auf. Und als er anreitet und denkt, der Hund wird schon auf der Ranch bleiben und sie bewachen, läuft der Hund immer im Kreis um das Pferd und winselt zu seinem Herrn hoch.

Tonto Saratoga reitet schneller, aber der Hund bleibt bei dem schweren Gaul und weicht nicht von der Seite des Toten.

»Gerechter Gott«, sagt Tonto bitter. »Er muß sehr an seinem Herrn gehangen haben.«

Er kommt auf den Weg, der schmal und ausgefahren zwischen den Feldern durchläuft. Rechts und links ist kein

Haus mehr. Die Siedler haben ihre Häuser an die Flanken des Tales gebaut.

Kein Mensch weit und breit. Das Land scheint ausgestorben zu sein. Es liegt leer vor dem Reiter, der das Winseln des Hundes im Ohr hat und hastig auf die immer größer werdenden Dächer von Canyon City zuhält.

Diese Stadt stand schon, als es noch keine Siedler in diesem Land gab. Aber durch die Siedler und Farmer ist sie größer geworden. Aus der Ansiedlung ist eine richtige Stadt geworden, die jetzt unter der Last der Sonnenhitze stöhnt.

Hier und da spielen einige Kinder, hockt ein Mann im Schatten des Gehsteigdaches.

Tonto Saratogas Blick geht die Straße hoch und runter. Er sieht die Tür des Stores von Bruce Handler offenstehen. Er sieht zwei, drei neue Häuser, er sieht auch die Kirche. Sie stand noch nicht, als er ging. Weiter hinten ist die Schmiede, dann kommt der Saloon von Wyatt Singler und schließlich ein neuer Store, dessen große Fenster voller Ware liegen.

»Alle Wetter«, sagt Tonto heiser, als er die Kinder lärmern und eine Glocke leise bimmeln hört. »Sie haben eine Schule.«

Er blickt nach links, denn dort ist die Schule. Es ist ein Haus aus Baumstämmen. Das Haus hat ein halbes Dutzend kleiner Fenster auf der einen Seite, der Eingang ist Tonto zugewendet, und unter dem Türbalken sieht er ein Mädchen stehen.

Sie ist groß und schlank, hat kupferrotes Haar und eine Bluse an, über der sie eine wildlederene Jacke trägt. Die Jacke ist offen und ihr Rock weit.

Tonto sieht mit einem Blick, daß dieses Girl sicher eine Menge Unruhe in diese spießbürgerliche Stadt gebracht haben muß. Sie hat eine vollkommene Figur und sieht so aus, als käme sie geradewegs aus Denver, aber nicht aus diesem Nest.

»Sicher ist sie die Lehrerin.«

Im nächsten Augenblick erstarrt Tonto völlig, denn er sieht zwei andere Ladies auf den Vorbau des Saloons von Wyatt Singler treten.

Und im gleichen Augenblick begreift er, daß sich in dieser Stadt eine Menge verändert haben muß.

»Wyatt würde niemals diese Sorte Ladies einstellen.«

Er reitet keine zehn Schritt mehr, als er die Kinder aus dem Tor im Zaun um die Schule stürmen sieht. Und dann schreit eins der Kinder los und deutet zu ihm hin.

Er versteht den Ruf, und seine Mundwinkel ziehen sich bitter nach unten. Die kalte Zigarre sitzt immer noch in dem linken Mundwinkel.

»Seht mal, ein Fremder. Er hat Mr. Langley über dem Pferd liegen.«

Der Junge mag vielleicht acht oder neun Jahre alt sein. Und sicher ist er alt genug, einen Toten von einem Lebenden unterscheiden zu können.

Der Junge schleudert seine Felltasche hin und rennt auf die Pferde zu. Aber er bleibt mit den anderen etwa zehn Schritt von der Straßenmitte stehen.

Nur die Augen der Kinder liegen auf Langley und wandern dann langsam zu Tonto Saratoga hin.

Es ist ein seltsames Gefühl für Tonto, diese vielen Kinderaugen zu sehen. Es ist seltsam, den Hund winseln zu hören und das rothaarige Girl bis an die Pforte im Zaun kommen zu sehen.

Und jetzt blicken auch die ersten Männer zu Tonto hin.

Er kennt diese Männer bis auf wenige Ausnahmen. Er kennt sie, wie sie ihn kennen.

Und als sie zusammenzucken, weiß Tonto, daß sie ihn nun erkannt haben.

Es gibt sonst niemand, der es fertigbekommt, ruhig mit der Zigarre im Mundwinkel und einem Toten hinter sich über die Main Street zu reiten.

Tonto sieht einen Mann schlurfend an der Kirchenwand entlanggehen und sich dem unten offenen Turm nähern. Er

sieht den Mann nach den Stricken greifen und ziehen. Und dann erst hört der Mann den Ruf, der von irgendwoher zu kommen scheint, nur nicht von der Straße.

»Langley. Sie haben Langley erschossen.«

Die Glocke, deren Strick der Mann zieht, stößt zweimal zurück und der Klöppel schlägt an. Zweimal der helle und bimmelnde Ton.

Es ist zwölf Uhr mittags. Auf die Minute genau.

Dann läßt der Mann das Seil fahren und wendet sich um. Und der Hund jault schrecklich, als die Glockentöne kommen.

Der alte und krummbeinige Mann dort am Turm starrt auf den Reiter und kommt dann hastig näher. Es ist Wilkinson, der Totengräber, Küster und Gemeindediener dieser Stadt. Er muß jetzt fast siebzig Jahre alt sein, ein Mann mit schütterem weißem Haar und traurig herabhängendem weißgelbem Schnurrbart.

»Lady«, sagt Tonto mit der ihm eigenen und kalten Ruhe in der Stimme. »Lady, ich schätze, Sie bringen die Kinder jetzt besser von der Straße.«

Er ist genau auf ihrer Höhe und sieht von den neugierigen und bestürzten Augen der Kinder in die weiten und grünlich schimmernden Augen dieses Girls, das sicher nicht älter als Mitte Zwanzig ist und ihn und Langley verstört anstarrt. Und dann bewegt sie sich auch schon und tritt den Kindern in den Weg.

»Kommt, bleibt zurück«, sagt sie herb. »Geht nicht weiter, Kinder. Mark, Raffael, das ist nichts für euch. Bleibt schön hier. Ihr wollt doch sonst immer so klug sein. Also, nun bleibt stehen.«

Es gelingt ihr wirklich, die über dreißig Kinder anzuhalten, und Tonto reitet immer noch starr geradeaus. Er sieht rechts Elmer Blondis sitzen, einen Mann, der hier Stiefel anfertigt und Schuhe besohlt. Und Elmer Blondis sieht ihm mit einem Blick ohne Freundlichkeit, eher noch Ablehnung, entgegen.

»Hallo, Elmer«, sagt Tonto ruhig und hart. »Habt ihr einen Sheriff, habt ihr einen Richter oder so was?«

Blondis starrt ihn an und macht ein mürrisches Gesicht, als er sich erhebt.

»Bring ihn zum Pfarrer«, sagt er kühl. »Hast du ihn vielleicht erwischt? Es würde genau auf dich passen, Revolverheld. Genau auf dich. Nun, bring ihn nur hin. Wir haben immer noch keinen Sheriff.«

»Yeah«, sagt jetzt ein anderer Mann links von Tonto grimmig. »Noch immer kein Sheriff, Saratoga. Du kannst also wieder eine Schießerei anfangen, bei der ein Kind verletzt wird. Fang nur damit an, sicher jagen wir dich diesmal zur Hölle. War es leicht, ihn auf die Nase zu legen?«

Es sieht aus, als wenn Tontos Zorn kommen will. Er kennt diese Männer. Er war mitten unter ihnen vor fünf Jahren. Und diese Männer wissen genausogut wie er, daß es nicht seine Schuld war, daß der Sohn von Wyatt Singler angeschossen wurde. Es war Brad King, der wie ein Narr zu schießen begann und mit seinem ersten Schuß Tonto verfehlte und den Jungen an seiner Stelle traf.

Tonto Saratoga verzieht das Gesicht zu einem bitteren Lächeln und sagt pulvertrocken, aber scharf: »Du bist und bleibst ein Narr, Miller. Du wirst immer ein Narr sein, immer und ewig. Also gut, ihr habt keinen Sheriff. Wohl auch keinen Deputy, was?«

»Der Pfarrer ist zugleich der Richter«, mault Miller bissig. »Was ist, hast du ihn gefunden? Du hast dir gleich das richtige Mitbringsel ausgesucht für dein Wiederkommen.«

»So kann man es vielleicht nennen«, gibt Tonto kühl zurück. Und dann sieht er Wyatt Singler. Er sieht Singler aus dem Store kommen, der neu gebaut wurde. Und er denkt einen Augenblick an diesen wilden Mann, der damals um ein Haar seine Flinte genommen und auf ihn geschossen hätte, als sein Sohn am Boden lag.

Dieser Wyatt Singler ist ein durch und durch rauher Mann, der von Geschäften weniger Ahnung hat als von einem

wilden Faustkampf. Irgendwann war Singler einmal Preisboxer und kam zu Geld, mit dem er seinen Saloon aufmachte.

Und jetzt starrt Singler auf Tonto, neben dem schon ein halbes Dutzend Leute hergehen und leise reden.

Singler stemmt die Arme in die Hüften und spuckt im Bogen mitten auf die Straße.

Und das ist das Zeichen, daß er noch nichts vergessen hat und sicher auch nichts zu vergessen gedenkt.

»Noch ein Narr«, sagt sich Tonto bitter. »In seinem Saloon war jeden Tag Radau, und eine Prügelei löste die andere ab. Vielleicht hätte ich mich umbringen lassen sollen, was? Es würde ihnen sicher gefallen haben, und sicher wäre es ganz nach ihrem Wunsch gewesen.«

Er kommt jetzt an noch mehr Männern vorbei, an Frauen, die ihn alle ohne Freundlichkeit ansehen.

Und dann sieht er den alten Lew Wilkinson auf sich zukommen. Es ist derselbe Wilkinson, der er damals war. Vielleicht noch etwas gebeugter, aber immer noch derselbe Mann, der gern ein Glas trinkt.

Und Tonto erinnert sich, daß dieser alte Lew Wilkinson vielleicht der einzige Freund war, den er in der Stadt hatte.

Der Alte sieht ihn an und zwinkert mit den Augen. Und dann sagt er etwas, was einige Leute schockieren muß.

»Nun, Tonto?« fragt der alte Mann heiser. Und seine alte und rostige Stimme knarrt wie die Angel einer nicht geölten Tür. »Nun, Tonto? Ärgere dich nicht über diese Klatschmäuler. Sie werden immer boshaft sein, weil sie nicht so sein können wie du. Sie werden niemals deine Größe erreichen. Es ist weiter nichts, als stupider Neid, Sohn. Wie geht es dir denn immer?«

»Ich lebe noch, Lew«, sagt Tonto, und irgendwo in seiner Stimme ist ein wenig Wärme, wie die Wärme der Sonne über der Stadt und über dem Land. »Du siehst, Alter, ich lebe noch. Und ich lebe nicht einmal schlecht. Well, ist Mr. Andrews da?«

»Er ist da, und sicher schläft er gerade ein wenig«, antwortet der alte Lew. »Er ist auch nicht mehr sehr jung. Er wird sicher im Garten im Sessel sitzen und eingeschlafen sein. Und sicher freut er sich, daß er dich sieht.«

Tonto nimmt langsam seinen Braunen herum und reitet auf das Haus neben der Kirche zu. Es ist ein altes Haus, und in ihm wohnte schon immer Jack Andrews, der Pfarrer des Ortes. Ein hagerer und hohlwangiger Mann mit ein paar Feueraugen und einer gewaltigen Stimme. Und vielleicht ist dieser Streiter des Herrn nicht nur ein Streiter mit Worten. Man sagt, als die Stadt gegründet wurde, sei er mit dem Gewehr in der Hand gegen die Indianer losgezogen. Und die Roten wären, voller Furcht vor dem schwarzen Talar, weggelaufen.

Die Menge, die sich um Tonto angesammelt hat, bricht ihr Gesumme nicht ab, als der alte Lew das Tor im Zaun neben dem Haus öffnet und Tonto in den Hof reitet. Es kommen sogar Männer und Frauen nach in diesen Hof. Und sie stehen alle herum und reden laut durcheinander.

»Klar«, sagt jemand laut und wütend. »Sie haben ihn nur umgebracht, damit uns niemand mehr führen kann. Sie haben ihn nur deshalb erschossen. Der Teufel soll diese verdammten Halunken holen. Ich sage...«

Und da bewegt sich etwas hinter dem Zaun.

»Ben, daß dich dieser und jener auf der Stelle hole«, sagt Jack Andrews mit seinem tiefen und tönenden Baß zornig. »Unterstehst du Mensch dich, auf dem Hof meines Hauses zu fluchen, als wenn du hier in deinen vier Wänden wärest. Was fällt dir ein, du gehirnloser Fellverkäufer, den Teufel hier in den Mund zu nehmen. Daß er dich holen sollte...«

Und da bricht seine Rede ab. Er steht da und hat das kleine Tor geöffnet, durch das man in einen prächtigen Garten mit Rosenstöcken und Geranien sehen kann. Er ist groß und hager. Aber er besitzt immer noch die überzeugende Kraft seiner Rede, die er mit fuchtelnden Armen zu unterstreichen weiß.

»Ah!« sagt er, und sein Mund klappt auf, während die Augen sich fast schließen. »Wen sehen meine müden Augen da in meinem Hof verweilen? Tonto, dieser Schlingel, dieser Nichtsnutz. Komm her, mein Sohn, und laß dich begrüßen. Potztausend, größer ist er auch noch geworden. Und wie sie alle gaffen. Ich habe euch immer gepredigt, daß ihr euren Nächsten lieben solltet. Und was habt ihr getan? Ben, Elmer, sollte er sich damals totschießen lassen, frage ich euch?«

Er macht zwei lange Schritte und zieht Tonto mit seinen langen Armen, die aus dem Talar auftauchen, fast vom Pferd. Tonto steigt hastig ab und muß es sich gefallen lassen, daß ihm Jack Andrews feierlich auf die Schultern klopft.

»Hallo, Mr. Andrews«, sagt Tonto rauh. »Also noch jemand, der mich keinen schießwütigen Hundesohn nennt. Nun, ich freue mich, daß ich Sie sehe, Mr. Andrews.«

»Du sollst doch nicht immer Mister sagen, du Viehdieb«, sagt Andrews grimmig. »Ich bin der gute, alte Jack für dich, verstanden? Und jetzt sage mir, was das sein soll? Das ist wahrhaftig dieser reitende Seemann. Nehmt schon die Hüte ab, ihr wandelnden Nachreder.«

Er tritt dicht an das Pferd heran und nimmt sein Gebetbuch aus dem Talar.

Und dann sagt er mit seiner jetzt ruhigen und tiefen Stimme: »Und der Herr hat es gegeben und genommen, Langley, du wirst uns allen unvergessen bleiben. Aber deine schurkischen Mörder soll der gerechte Zorn des Himmels treffen. Nehmt ihn herunter, Leute. Und dann komm ins Haus, Tonto. Der Vorstand soll gleich mitkommen, wir wollen es alle hören. Was ist denn mit diesem Hund los?«

Der Hund knurrt wie ein Wolf, als die Männer sich Langleys stillem Körper nähern und ihn runternehmen wollen vom Pferd. Der Hund stemmt die Vorderbeine ein. Und es sieht aus, als wenn er mit seinem geöffneten Rachen jeden anspringen will, der sich seinem toten Herrn nähert.

»Was ist das für ein Höllenvieh?« fragt einer der Männer entsetzt und weicht ängstlich mit den anderen zurück.

»Geht nur weg, er springt euch glatt an. Er wird euch zerreißen. Vielleicht ist es besser, wir erschießen ihn gleich.«

»Sieh mal an, der Mr. Wyatt Singler«, sagt Andrews grollend. »Hat der Hund keine Seele, Mensch? Ist er vielleicht nicht treuer zu seinem Herrn, als es ein Mensch sein könnte? Und du Bursche willst ihn so mir nichts, dir nichts erschießen?«

Und der Hund knurrt Singler an, als wenn er verstanden hat, auf welche Art ihn dieser von seinem Herrn wegbringen wollte.

»Wie heißt er?« fragt Tonto nach einem Blick auf Andrews. »Jack, wie heißt der Hund?«

»Pluto«, sagt Andrews grollend. »Er hat ihn Pluto getauft. Mit Flußwasser, erzählten die Leute. Dieser Seemann war ein halber Heide, aber immerhin, er war ein aufrechter Mann, trotz seiner Lügengeschichten. Und arbeiten konnte er wie ein Pferd.«

»Ja«, sagt Tonto einsilbig. »Er wollte sich eine Mahlzeit Fische aus dem River angeln. Und dabei hat man ihn aus dem Hinterhalt erschossen. Pluto, komm her, alter Junge. Komm schon her.«

Langsam geht Tonto Saratoga los, streckt die Hand aus, bis er das Halsband des Hundes erfaßt hat.

»Komm, Pluto«, sagt Tonto ruhig. »Komm hier nur weg. Sie können deinem Herrn nichts mehr tun. Komm nur mit. Jack, hast du eine Kammer, einen Schuppen? Er wird keinen Mann an ihn heranlassen, auch mich nicht. Er zerfleischt jeden Mann, ich sage es dir. Die einzige Möglichkeit, ich sperre ihn ein.«

»Da ist eine Gerätekammer«, sagt Andrews hastig. »Tonto, sieh dich bloß vor. Lew, mach die Tür zur Kammer auf.«

Lew Wilkinson sieht auf die Stallfront, in der einige Türen sind. Die Kammer, die Lew öffnet, ist klein. Aber die Tür hat

einen Riegel und ist stabil.

Einen Augenblick sieht Tonto in die Augen der Lehrerin, dann wandert sein Blick zu Wyatt Singler, und der Mann starrt ihn voller Gift und Galle an.

Tonto Saratoga hat den Hund am Halsband und schleift ihn mit. Der Hund knurrt, geht aber, wenn auch unwillig, neben ihm her und dreht immer wieder den Kopf nach hinten.

»So«, sagt Tonto heiser. »So, mein Hund, so ist es richtig. Komm nur immer mit mir. Komm nur schön mit. Du wirst hier eine Weile bleiben.«

Der Hund verschwindet in der Kammer. Tonto knallt mit dem Fuß die Tür zu und legt den Riegel ein.

»Leute, nehmt den armen Langley runter. Er hinterläßt auch gar nichts, als ein gutes Andenken. Das sollte uns teuer sein. Tonto, wer waren die Schurken?« fragt Jack Andrews.

»Ich weiß nicht«, sagt Tonto bitter. »Jack, ich weiß wirklich nicht, aber vielleicht kann ich sie finden. Leute, macht schnell, holt einen Sarg und beerdigt ihn. Der Hund, hört doch nur den Hund.«

Der Hund steckt in der engen Kammer und springt immer wieder von innen gegen die Tür, wobei er markerschütternd heult und jault.

Die Männer sehen sich an, und eine Frau sagt entsetzt: »Das Tier hängt an ihm. Das Tier spürt, daß es seinen Herrn verloren hat. Gus, so hilf doch Lew schon, eine Grube auf dem Friedhof zu machen. Der Hund heult sonst immer weiter.«

Die Leute sehen sich mit grauen Gesichtern an, und Tonto geht neben Andrews her ein Stück durch den Garten bis auf die Hintertür des Hauses zu. Dort ist eine Art Veranda, ein Tisch steht in ihr, und eine lange Bank mit einigen Stühlen bietet Sitzgelegenheiten. Neben Tonto kommen noch Ben Farday, Elmer Blondis, Sam Miller und der Schmied herauf

und setzen sich hin, als der Pfarrer auf die Stühle und Bänke deutet.

»Die Siedlervertreter sind ja nun nicht hier«, sagt Andrews bitter. »Ihr habt mich zum Richter gewählt, also muß ich erst diese Leute benachrichtigen. Das dauert sicher noch eine Weile. Ben, schick einen Mann, der sie holt. Und du, Tonto, kannst schon immer erzählen, wie du ihn gefunden hast.«

Tonto berichtet kurz und verschweigt aber, daß er die Kugel gefunden hat und die Patrone.

»Ich sah nach den Spuren, aber sie verschwanden im River«, sagt er ruhig. »Sie waren nicht weiter zu verfolgen. Ich hörte, daß Langley angeblich die Siedler führen soll? Wozu brauchen sie einen Mann, der sie führt?«

»Das ist sicher überraschend für dich, schätze ich«, erwidert Andrews grollend. »Nun, du kennst den alten Hiram Jones ja auch, wie? Und du weißt sicher, auf welchem Weg ihr immer die Herden getrieben habt, wenn ihr nach Denver wolltet?«

»Nun, sicher weiß ich das«, gibt Tonto zurück. »Aber jetzt ist Sommer und kein Herbst, Jack. Niemand treibt um diese Zeit Herden durch den Paß.«

Die Männer sehen ihn an, und er sieht die Bitterkeit in ihren Mienen. Er sieht genau, daß sie irgendwie wütend und trotzdem niedergeschlagen wirken.

»Was ist denn?« fragt er scharf. »Jack, ich bin nicht hergekommen, um hierzubleiben, aber du kannst mir ruhig sagen, was eigentlich los ist.«

»Es ist die Sache mit Hiram«, antwortet Jack Andrews gepreßt. »Du weißt genau, daß er viele Rinder hatte. Nun gut, er hat gewartet, bis der Preis anzog, er hat immer nur wenige Rinder verkauft und den größten Teil zur Zucht behalten. Er wollte ein Riesengeschäft machen. Aber er hat sich verrechnet, dieser Narr.«

»Das sind ziemlich anklagende und vorwurfsvolle Worte für einen Mann des Gebetbuches, Jack«, sagt Tonto.

»Die Rinderpreise fielen durch den Rancherkrieg in Wyoming um gut die Hälfte. Und sie werden noch weiter fallen. Der Markt ist so eingedeckt, daß die Schlachthäuser im Osten nichts mehr aufnehmen können. Hat Hiram etwa seine Herde in der Hoffnung auf hohe Preise nicht aufgetrieben? Und jetzt muß er verkaufen, wenn er nicht noch mehr verlieren will? Das heißt also, er muß sie nach Denver zur Bahn treiben. Das geht ja über dieses Land, oder in einem Umweg von drei Wochen durch die Berge, wobei die Tiere noch mehr Fett verlieren. Jack, das kann er doch nicht machen. Dann muß er die Siedler hier entschädigen.«

Die Männer sehen ihn an, und Ben, der zurückkommt und schon eine Weile zugehört hat, sagt bissig: »Vergeßt nur nicht. Er ist ein Rindermann, kein Schollenbrecher. Er war immer ein Rindermann und kennt nichts anderes, als nur Rinder. Und sicher ist er mit einem guten Rat schnell bei der Hand, was? Der Rat wird uns nur die Köpfe kosten.«

»Ben«, sagt Tonto scharf und spröde. »Wann immer du so weiterredest, aber eines Tages werde ich genug von dir und deiner Rederei haben. Dann erlebst du etwas, wovon du noch hundert Jahre träumen wirst. Halte deinen Mund, der nur zum Lästern geschaffen zu sein scheint. Also, was ist los? Was habt ihr in der Stadt mit den Siedlern zu tun?«

Die Männer sehen ihn an, als wenn er gerade vom Mond gekommen ist und die Verhältnisse auf der Erde nicht kennt. Sie starren ihn an, als wenn er nicht ihre Sprache spricht.

»Ich muß es dir wohl erklären«, seufzt Jack Andrews leise und sucht unter seinem schwarzen Umhang, bis er eine Zigarre findet und sie anraucht. »Es haben sich einige Dinge geändert, Tonto. Früher kam Hiram in diese Stadt und kaufte ein. Das änderte sich mit der Zeit, mit der einige von uns auch siedelten und zu Schollenbrechern wurden, wie Hiram verächtlich sagte. Seit dieser Zeit lebt die Stadt von den Siedlern, lebt von ihren Feldern, vom Weizen und Mehl, das die Mühle unten am Arkansas River fördert.«

»Ich habe keine Mühle gesehen«, sagt Tonto überrascht. »Wie seid ihr auf die Idee gekommen, eine Mühle zu bauen?«

»Da kam vor drei Jahren so ein Bursche hier an mit Frau und Wagen und drei Kindern. Ein prächtiger Mann. John Wendland hatte mal zu Hause überm großen Teich eine Mühle besessen, die ihm abbrannte. Na, er wollte weiter nach Westen, aber er sah die Felder. Und da sagte er, wir wären zwar klug, aber nicht richtig schlau. Wir sollten doch eine eigene Mühle bauen. Das sagte der Bursche und rechnete uns fein vor, was wir verdienen könnten, wenn man den Transportweg sparte und selber mahlen würde. Na, zu Anfang haben wir gelacht. Wir lachten nicht mehr, als der Bursche seinen Wagen und die Pferde verkaufte. Und dann fing er an zu arbeiten, daß uns die Haare zu Berge standen. Alles, was recht ist, dieser German kann arbeiten wie ein Pferd. Und nach einem Vierteljahr hatte er wirklich eine Mühle mit einem Wasserrad gebaut und begann zu mahlen.«

»Alle Wetter«, sagt Tonto überrascht. »Hat er das ohne Hilfe geschafft?«

»Ganz allein mit seinen beiden Boys. Seine Tochter war ja in Denver und studierte da Lehrerin. Du hast sie ja vorhin gesehen«, sagt der Pfarrer brummend. »Was er anfaßt, das wird was. Na, seit diesem Tag waren wir bekehrt, und nun mahlt er alles. Er hat zwei Wagen laufen, die das Mehl nach Pueblo und Colorado Springs schaffen. Und natürlich ist er billiger. Bei ihm arbeiten drei Müllergesellen in der Mühle, und letztes Jahr hat er sie vergrößert. Er will auch noch, daß mehr Weizen angebaut wird. Und wir sind dadurch alle wohlhabend geworden.«

»Ihr hängt mit den Siedlern auf Gedeih und Verderb zusammen. Das ist es also.«

»Genau«, sagt Ben Farday grimmig. »Und nicht nur das. Wenn er treibt, dann muß er schließlich durch die Stadt. Und schließlich werden sich die Siedler wehren und die Herde

wird sie niederrennen, das ist sicher. Aber, wer hält die Herde dann auf, die durch die Stadt rast? Ich möchte nicht die Gehsteige und Häuser sehen, an die die Stiere gerannt sind. Dreizehntausend Rinder, verdammt – äh, entschuldige, Pfarrer.«

»Dreizehntausend«, sagt Tonto. »Das ist eine Sintflut, wenn sie kommt. Warum laßt ihr ihn nicht ruhig zwei oder drei Felderstreifen niedertrampeln, wenn er sie euch bezahlt?«

»Bezahlt?« fragt Jack Andrews und bekommt einen Hustenanfall, als er sich am Rauch der Zigarre verschluckt. »Heh, kennst du Hiram Jones nicht, Tonto? Der und bezahlen? Der nimmt höchstens noch etwas, anstatt zu bezahlen. Er will morgen früh herkommen und uns vor die Wahl stellen, entweder freiwillig seinen Durchzug zu genehmigen, oder er macht es mit Gewalt. Eine andere Wahl hat er uns nicht gelassen.«

»Das ist genau Hiram's Art«, sagt Tonto trocken. »Nun gut, er hat eine Mannschaft für das große Treiben?«

»Seine Mannschaft ist dreißig Mann stark, aber er hat sich aus dem Elf-Meilen-Canyonstreifen eine der rauhen Trailmannschaften geholt. Zu unserem Glück und seinem Pech ist ausgerechnet sein Trailboß bei einem Ritt gestürzt und hat sich beide Beine und einen Arm gebrochen. Das verzögerte das Treiben schon einige Tage. Was meinst du, was können wir tun?«

Jack Andrews sieht Tonto fragend an, und die Männer starren alle auf ihn.

Tonto zuckt die Achseln, sieht in den Garten, durch den die ersten Siedler hastig kommen und stehenbleiben, als sie ihn erkennen

Sie begrüßen ihn mit der Zurückhaltung, die sie ihm immer als Rindermann gegenüber zeigten. Und es ist fast etwas wie Unfreundlichkeit in ihren Mienen, als sie ihn ansehen.

Nur Abel Wander drückt Tontos Hände kräftig und sagt heiser:

»Wenn du bleiben willst, kannst du deine Felder wieder selber bebauen. Es ist ein wenig viel für mich, Tonto. Die Felder tragen prächtig.«

»Sicher, ich hoffe, sie werden es für immer tun«, sagt Tonto knapp. »Ich bleibe nicht, Abe, ich gehe wieder. Ich wollte nur mal nachsehen. Auf mich wartet ein Job in Trinidad.«

»Sicher als Vormann«, sagt Ben Faraday bissig. »Sage nur, du willst Schafe hüten.«

»Nein«, erwidert Tonto kalt. »Ich soll die Herde von Bruce Waggoner nach Norden bringen. Als Trailboß, wenn du es ganz genau wissen willst. Genügt das, oder willst du noch mehr hören? Willst du hören, daß ich fünf Jahre abwechselnd Vormann auf großen Ranchen oder Trailboß und Unruheverhüter bei großen Rindergesellschaften war?«

»Verdammt«, sagt der finstere Grant Mortimer, der älteste unter den Siedlern. »Du wolltest einmal selber Schollenbrecher werden. Und dann wußtest du doch auf einmal, daß du immer Rindermann sein würdest. Du bist ein Rindermann, Tonto. Und von dir einen Rat anzunehmen, ich wüßte nicht, was ich ungerner täte.«

»Ich dränge mich niemand auf, aber ich denke, Hiram hat kein Recht, seine Rinder durch dieses Tal zu treiben. Er hat gar kein Recht dazu. Er sollte sich als vernünftiger Mann mit euch in Verbindung setzen.«

Die Männer beginnen bitter und gallig zu lachen. Sie sehen Tonto Saratoga wie einen Irren an, und schließlich sagt Jack Andrews knurrend: »Du redest, als wenn du Hiram Jones und seinen Sohn nicht kennst, Freund Tonto. Ich bin nicht der Meinung dieser Männer, daß du uns keinen Rat geben könntest. Ich denke, dein Rat würde sicher sein. Aber vergiß nur nicht, Hiram hat neben seiner Mannschaft noch zwei Dutzend rauher Burschen angeworben. Sieh dir diese